wenigstens seine Seele auf dem Weg in den Himmel von der Richtigkeit meiner Entdeckung überzeugen wird."

Heute wissen wir: der Jupiter wird nicht nur von vier, sondern von neun Monden umkreist. Der Ganymed, der größte unter ihnen, ist halb so groß wie die Erde. Von den zuletzt entdeckten wissen wir noch recht wenig. Und der Jupiter selbst gibt der Astronomie genügend viel Rätsel auf. Seine Masse ist 1300 mal größer als die der Erde, während seine Dichtigkeit verhältnismäßig gering ist: anderthalb mal dichter als Wasser. Die Berechnungen zeigen, daß die Schwerkraft an der Oberfläche des Jupiter etwa zweieinhalb mal bedeutender ist als die Erde; ein Mensch von durchschnittlichem Gewicht würde auf dem Jupiter also vier Zentner haben.

Beobachtet man den Planeten in diesen Tagen durch ein gutes Fernrohr, so erscheint er als Rundscheibe, die an den Polen eine leichte Quetschung zeigt, hervorgerufen durch die rasende Umdrehung, er dreht sich um seine Achse in reichlich neun Stunden. Diese glänzende Scheibe weist zahlreiche Parallelstreifen auf, mehr oder weniger breit und von wechselnder Farbe. Es erscheinen und verschwinden darin Punkte und Flecken (wie der berühmte „rote" im Jahre 1878, der gegenwärtig kaum noch wahrnehmbar ist). Man kann daraus schließen, daß der Planet von einer dichten Atmosphäre umgeben ist, erfüllt von Dämpfen mit starker Bewegung infolge von Stürmen. Daraus und aus der Tatsache der geringen Dichtigkeit haben Astronomen und Physiker die Feststellung hergeleitet, daß Jupiter sich noch in den ersten Phasen seiner Entwicklung befinde, in einem flüssigen oder teigigen Zustande von hoher Temperatur. — Da geschah es, daß im Jahre 1922 der amerikanische Physiker Coblentz eine Behauptung aufstellte, die den Meinungsaustausch über den Planeten wieder einmal stark belebte. Nach Coblentz befand der Stern sich nicht in glutflüssigem Zustande, sondern wies eine Temperatur von 140 Grad unter Null auf. Infolgedessen konnten die Wolken der Atmosphäre in jener überpolarischen Kälte nicht aus Dämpfen bestehen. Also: große Verwirrung in der astronomischen Welt, gelehrte und erregte Auseinandersetzungen unter den friedlichen Förderern der Wissenschaft, Parteinahme für den „kalten" und für den „warmen" Jupiter . . . Aber es waren auch viele da, die den Standpunkt vertraten: das eine schließe das andere ja keineswegs aus! Weshalb? Nun, das Teleskop des Professors Coblentz hatte die junge wolkige Atmosphäre des Planeten wahrscheinlich nicht durchdringen können; infolgedessen konnte die Feststellung der — 140 Grad sehr wohl richtig sein, aber sie bezog sich logischerweise nur auf die höchsten Regionen. Wie sich die Temperaturen in den tieferen Schichten jener Atmosphäre wandeln, weiß niemand, aber gewiß sind sie dort höher, ebenso wie in der Erdatmosphäre. In einer Höhe von zehn oder zwölf Kilometern finden wir ja auch bei uns eine Kälte von — 50 Grad und darüber.

Hoffen wir, daß die himmlische Reise, die den Jupiter in diesen Tagen in Erdnähe führt, manche bedeutsame Aufgabe der planetarischen Wissenschaft lösen hilft.

Tragödie in der Wüste.

Von M. B. Ben-Gavriel- Jerusalem.

Vor kurzem brachten Reisende aus der Wüste die Meldung, daß man auf dem Wege von Damaskus nach Bagdad zwanzig tote Reisende gefunden habe. Glücklicher Weise stellte sich diese Meldung als übertrieben heraus, doch bleibt auch das, was sich als wahr erwies, noch schrecklich genug. Der Vorfall, um den es sich handelte, war folgender:

Für gewöhnlich fahren die Autos, die den Verkehr zwischen Syrien und Mesopotamien aufrecht erhalten, in Karawanen, das heißt, immer mehrere gleichzeitig, auf der seit mehreren Jahren befahrenen Straße über Rutba, die seit den letzten großen Beduinen-Ueberfällen durch Aeroplane und gelegentlich auch durch Panzerautos abpatrouilliert wird. Vor kurzem nun fuhr ein großes Auto mit fünfundzwanzig Insassen aus unbekannten Gründen allein von Damaskus ab. Während der Fahrt wurde dem Chauffeur, einem Araber, der die Fahrt schon mehrere Male gemacht hatte und die Strecke genau kannte, plötzlich unwohl. Es überfiel ihn eine Art Schlafkrankheit, so daß er unfähig war, den Wagen zu steuern. (Vermutlich handelte es sich um einen Sonnenstich, da die Schlafkrankheit in dieser Gegend unbekannt ist.) Sein Gehilfe, ein Armenier, mußte nun die Steuerung des Wagens übernehmen. Aber wie sich bald heraus stellte, hatte das Auto sich verirrt. Mit Mühe und Not brachte man den Chauffeur wieder zur Besinnung, doch konnte auch er den vorgeschriebenen Weg nicht finden, sondern steuerte immer tiefer in die Wüste hinein. Mehrere Tage fuhr das Auto so kreuz und quer, ohne weder auf eine Oase noch auf ein Brunnenloch zu stoßen, so daß allmählich den Reisenden das Wasser ausging. In der größten Not erboten sich drei von ihnen, einen Brunnen oder ziehende Beduinen zu suchen. In höchster Angst, halb tot vor Durst, warteten die Zurückgebliebenen einen Tag und eine Nacht, der unbarmherzigen Sonne und der schneidenden Nachtkälte ausgesetzt, ohne daß die Ausgezogenen zurückkehrten.

Endlich kam die Rettung. Ein Aeroplan, der in Amman im Ostjordanland aufgestiegen war, entdeckte das als verloren gemeldete Auto und verständigte das Fliegerkommando in Amman. Sofort wurden zwei Autos von dort ausgeschickt, die mit großer Mühe durch die Wüste kamen. Zuerst fand man die Drei, die auf Rettung ausgezogen waren. Zwei von diesen waren bereits tot, während der Dritte im Sterben lag. Bei dem einen der Toten, dem armenischen Gehilfen des Chauffeurs, fand man ein Notizbuch, in das dieser bis zum letzten Augenblick Notizen gemacht hatte. Auf Grund dieser Aufzeichnungen gelang es den Rettern, das Auto zu entdecken. Ihnen bot sich ein schauerlicher Anblick. Wie leblos lagen die Passagiere um den Wagen; einige wanden sich in schweren Krämpfen. Die Untersuchung der Leute ergab, daß sie, als vor Durst aufs höchste gestiegen war, in ihrer Verzweiflung den Benzinvorrat des Autos ausgetrunken hatten. Als nun inzwischen auch aus Bagdad Hilfe herbei gekommen war, gelang es, die Toten und die zwanzig Vergifteten nach Bagdad zu bringen, wo letztere mehrere Tage lang zwischen Leben und Tod schwebten.

Dies ist auf der Strecke Bagdad-Damaskus der dritte große Zwischenfall während des letzten Jahres. Im Vorjahre überfiel ein Rudel Steppenwölfe eine Kolonne und zerriß zwei Reisende, vor einigen Monaten wieder überfielen Beduinen eine Karawane von Autos. Die Beduinen, die ganz modern in Autos heran gekommen waren, suchten den irakischen Ministerpräsidenten Ja'afar el askari, mit dem sie eine Privatrechnung zu begleichen hatten. Ein Reisender wurde schwer verwundet. Er konnte nur dadurch gerettet werden, daß ein Flugzeug ihn nach Bagdad brachte, wo im letzten Augenblick noch die rettende Operation vollzogen wurde. Wie man sieht, ist eine Reise durch die Wüste auch heute noch mit Gefahren verbunden.

Der „Ein-Kleid-Klub" von Angora.

Die Umwälzung auf dem Gebiet der Mode bringt den türkischen Damen vielfach schwere Sorgen. Sie haben die traurige Feststellung machen müssen, daß seit Einführung der europäischen Tracht die Schneiderrechnungen beträchtlich gewachsen sind und daß sie mit dem ihnen bewilligten Nadelgeld beim besten Willen nicht auskommen. Ihren Vorstellungen um eine angemessene Erhöhung ihres Toilettenetats leihen die Männer vielfach ein taubes Ohr. Infolgedessen hat sich nun eine Reihe vornehmer Damen in Angora zusammengetan und den sogenannten „Ein-Kleid-Klub" gegründet, deren Mitglieder sich verpflichten müssen, stets dasselbe, höchst einfach gearbeitete Kleid zu tragen. Da dem Klub einige Damen der ersten Gesellschaft von Angora beigetreten sind, gehört es in der neuen türkischen Hauptstadt zum guten Ton, gleichfalls Mitglied des seltsamen Vereins zu werden und seine Modevorschriften zu befolgen. Auch in der Türkei legen die Männer Wert darauf, daß ihre Frauen gut angezogen sind, und so hoffen diese mit einem wirklich großen Aufgebot von Selbstverleugnung die allzu sparsamen Gatten bald zu bekehren. Es bleibt nur abzuwarten, ob hierbei die Eitelkeit der Frauen oder die Knauserigkeit der Männer zuerst unterliegt.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

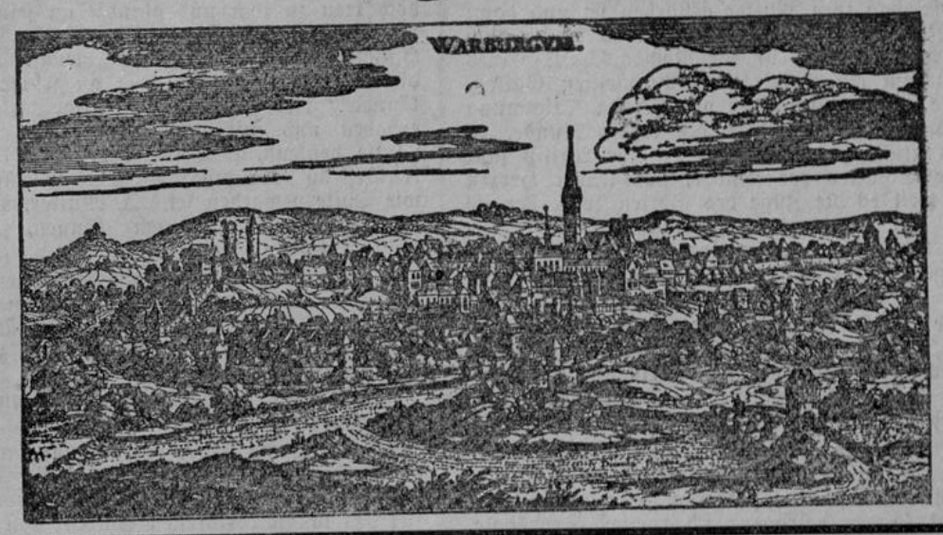
Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.



Nr. 81 — 10. Oktober 1928 — 3. Jahrgang

Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen von Hugo Falkner. Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30.

Nachdruck verboten.

25. Fortsetzung

Endlich aber wandte sie sich den Töchtern zu, die mit besorgter Miene das aufgeregte Wesen der Mutter beachtet hatten.

„Kommt, laßt uns an den Fluß gehen", sprach sie mit matter Stimme.

Sie setzte sich auf ein lauschiges Plätzchen in der Pergola; Gertrude sank zu den Füßen der Mutter nieder und umschlang ihre Gestalt.

Die Zärtlichkeit Gertrudens tat ihr wohl und weh zugleich, besaß sie ja doch so viel Aehnlichkeit in Gesicht und Wesen mit Karl von Allanmore.

„Ich habe euch eine traurige Geschichte zu erzählen, meine Kinder, und es wird mir dies am leichtesten hier unter Gottes freiem Himmel. Ehe ich aber beginne, mögt Ihr dessen eingedenk sein, daß wir niemals das Empfinden und Leben eines Menschen gänzlich zu ergründen in der Lage sind; wir urteilen nur nach dem, was wir sehen, während hoch oben über den Sternen ein höchstes Wesen Einblick hat in den tiefinnersten Herzensschrein einer jeder Menschenseele.

„Ich will erzählen," fuhr Bianca fort, „weshalb ich Rosen hasse. Als ich noch sehr jung gewesen, hatte ich eine Freundin, wenigstens hielt ich sie dafür, ich sollte aber bald entdecken, daß sie eine Rivalin, ja eine Feindin sei. Sie war schön, anmutig, weltgewandt, klug — aber nicht gut. Sie dachte nur an Unterhaltungen, Gesellschaften, Bälle, Feste; sie wähnte, der einzige Lebenszweck eines Mädchens bestehe darin, eine glänzende Partie zu machen. Sie war ganz verschieden von anderen Mädchen; wer sie nur einmal gesehen, konnte sie nimmermehr vergessen.

In Gedanken versunken fuhr sie nach kurzer Pause überlegend fort. Sie war schön, eine Tizianische Frauennannte uns die rote und die weiße Rose, auf den Bällen unterschieden wir unsere Freunde und Verehrer an den Rosen, die sie im Knopfloch trugen, die meinen hatten eine weiße Blume; wer ihrer Fahne zugeschworen, trug als Abzeichen die rote Rose. Damals verkehrten wir noch sehr freundschaftlich und hatten viel Scherz über die zwischen uns entstehende Rivalität. Sechzehn Jahre sind es her, seit ich zuletzt ihren Namen genannt, aber ich glaube, keine Stunde ist vergangen, in welcher ich nicht ihrer gedacht hätte in all dieser langen Zeit. Sie hieß Lola de Ferras und lebte mit ihrer Mutter in unserer Nachbarschaft, auf Schloß Beaulieu; sie waren französische Verbannte von altem Adel. Ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ich heiratete Lord Risworth, einen allgemein verehrten und hochangesehenen Edelmann, wir lebten auf Schloß Deeping Hurst; du, Käthe, erblicktest dort das Licht der Welt; gegenwärtig bewohnt dein Verwandter, der jetzige Lord Risworth, ein Vetter deines verstorbenen Vaters, den herrlichen, alten Besitz, der ihm anheimfiel, da er zum Majorat gehörte. Mein Vater, der Baron von Tliesden, lebte auf dem Maierhof White Cliffe." Sie hielt inne — nein, sie wollte den Kindern nicht erzählen, weshalb sie Lord Risworth geheiratet, es gehörte nicht hierher. „Wir waren glücklich zwei Jahre lang bis zum Tode deines guten, edlen Vaters, meine Käthe; er hatte reichlich für mich Sorge getragen, mein Kind, und auch für dich, nur das Majorat fiel an den Erben des Titels."

„War Lord Risworth nicht auch mein Vater, Mama?" forschte Gertrude befremdet.

„Du sollst nach und nach alles hören, mein Kind," wehrte Bianca. „Als Lord Risworth bereits zwei Jahre tot war, vermählte ich mich mit dem Baron von Allanmore, deinem Vater, Gertrude. Ich hatte ihn schon vor meiner ersten Vermählung gekannt; wir liebten uns innig. Nun aber kommt jener Teil meiner Lebensgeschichte, den wieder erzählen zu müssen, mir namenloses Weh bereitet. Lola de Ferras liebte Sir Karl und hatte stets gehofft, ihn eines Tages heiraten zu können, er aber dachte nicht daran. Sie war ganz außer sich, als sie von meiner bevorstehenden Vermählung vernahm; sie kam zu uns und beleidigte mich auf die schmachvollste Weise; sie behauptete, ich habe ihr den Geliebten geraubt, er würde sie geheiratet haben, wenn ich mich nicht zwischen ihn und sie gedrängt hätte. Die Szene war namenlos peinlich und sie leistete endlich einen Eid, daß sie sich rächen wolle und müßten Jahre darüber zur Ruhe gehen. Sie hat ihren Schwur gehalten, meine Kinder. Kein Heim war jemals glücklicher als das unsere, keine Frau ward inniger geliebt. Du,

meine Gertrude, wardst uns geschenkt, nichts fehlte unserem Glücke und was Karl mir gewesen, nimmer vermag ichs in Worten zu schildern. Er liebte euch beide zärtlich und machte niemals den leisesten Unterschied zwischen euch. Lola hatte inzwischen die Gegend verlassen. Nach längerer Zeit hörten wir, daß ihre Mutter gestorben sei und dann verging eine Zeit, ohne daß Lola de Ferras Name auch nur genannt worden wäre in der Nachbarschaft. Eines Morgens aber kam ein Brief Lolas an meinen Gatten. Wir saßen alle zusammen in der glücklichsten Stimmung am Frühstückstisch; ach, es war die letzte Stunde, in der ich jemals glücklich sein sollte!" — Ihr Antlitz sank nieder auf die Schulter des Kindes, das ihrem Herzen so teuer war, weil es die Züge des Gatten trug, der sie verlassen und den sie trotzdem noch immer liebte. — „Alles ist öde, tot, erstorben in meinem Herzen seit jenem unseligen Tage", fuhr sie in leidenschaftlicher Bewegung fort.

Eine lange Pause entstand, Bianca hatte noch viel zu sagen, nun, wo sie ihnen so viel anvertraut, sollten ihre Kinder auch alles wissen, und sie berichtete ihnen jede geringfügigste Einzelheit aus jener längstvergangenen, trauerreichen Zeit.

„Als mein Vater starb, hielt mich nichts mehr in der Heimat zurück; ich konnte die Qual, unter so gänzlich veränderten Verhältnissen in dem früheren Heim weiter leben zu sollen, nicht länger ertragen; ich verließ Scarsdale, mein Heim, meine Freunde, ja ich legte sogar den Namen des Mannes ab, der mich so schnöde verlassen; ich reiste und kam endlich hierher, wo ich hoffte, nach und nach meinen Schmerz vergessen und in Frieden leben zu können; hier wollte ich die Schmach vergessen, die mir in der Heimat angetan. Ach, meine Kinder, auch Ihr werdet unter dieser Schmach zu leiden haben, wenn Ihr je den Boden eures Heimatlandes betretet."

„Aber Mama, wir haben keine Ursache, die Augen niederzuschlagen, uns trifft ja keine Schuld", wendete Käthe ein.

„O Kinder, wenn Ihr das Leben erst besser kennenlernt, so werdet Ihr verstehen, was eure Mutter gelitten hat; alle Welt glaubt sich berechtigt, mir Mitleid zu zollen, und dieses zu ertragen, ist vielleicht das herbste an allem Weh."

Da erhob sich Karl von Allanmores Tochter und stand, vom Mondlicht umflossen, hochaufgerichtet vor der Mutter. Sie war noch ein Kind gewesen, als sie kaum zwei Stunden früher zu Biancas Füßen gekniet, jetzt hatte der Schmerz sie zum Weibe gereift, aus dessen Zügen ein fester Entschluß sprach.

„Mama, hast du die beiden Briefe, die jene Frau geschrieben? Willst du sie mir zeigen?"

„Ich wills. Ich habe auch das Bild deines Vaters, seit sechzehn Jahren ist mein Blick nicht darauf gefallen, du aber sollst es sehen."

„Ich danke dir. Und seit sechzehn Jahren hast du keinerlei Kunde von dem Manne erhalten, der dich und deine Kinder so innig geliebt?"

„Nein, keine!"

Gertrud· beugte sich nieder zu der Mutter.

„Und du glaubst wirklich, Mama, daß er seit sechzehn Jahren mit dieser deiner Rivalin lebt?"

„Ich muß es glauben, Gertrude. Wenn dem nicht so wäre, so hätte er mir sicherlich Kunde gesandt. Wie denn nicht? Wir sind ja in Liebe und Freundschaft voneinander gegangen."

„Aber, Mama, gerade dieses Argument zeiht deine Mutmaßungen der Unrichtigkeit; wenn Ihr in Liebe und Freundschaft voneinander gegangen, so ist dies ein Grund mehr, anzunehmen, daß er dich unmöglich verlassen haben kann wegen einer Anderen."

Bianca blickte ihr Kind bestürzt an. Hatte sie sich denn selbst von Eifersucht und Leidenschaft derart verblenden lassen, daß ihr diese Anschauung nie in den Sinn gekommen war?

„Mama," sprach das Mädchen mit einem feierlichen Ernst, der nicht verfehlte, auf die Mutter einen lebhaften Eindruck zu machen, Mama, ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben! Wenn mein Vater, der gute, ehrenwerte, edle Mann war," fuhr das Mädchen fort, „als den du selbst ihn schilderst, kann ihn da ein Gespräch von einer Stunde mit einer Frau, für die er, wie du selbst sagst, keine Neigung empfand, auf immer Weib und Kindern entfremden? Ihn zum Verräter werden lassen an uns? Nein und tausendmal nein! Wenn die ganze Welt mir zuschwören wollte, daß mein Vater schuldig sei, ich stünde doch treu zu ihm und glaubte an seine Unschuld. Er ist schuldlos, Mama, so gewiß, als die Sterne vom blauen Himmelszelt zu uns herniederleuchten. O, wie hast du, die du ihn doch geliebt, je an seiner Unschuld zweifeln können!" rief Gertrude mit Begeisterung. Sie hatte sich erhoben und mit der ausgestreckten Rechten nach dem Flusse deutend, fuhr sie fort: „Mit dem gleichen Rechte könntest du behaupten, daß jenes Gewässer plötzlich schwarz wie Tinte geworden sei. O, Mutter, Mutter, wie hast du so blindlings annehmen können, daß mein Vater schuldig sei?"

„Was hätte ich sonst glauben sollen, mein Kind?"

„Ihm vertrauen; ich bin nur sein Kind, ich habe nie sein teures Antlitz gesehen, aber ich hätte es nimmer über das Herz gebracht, ihn für schuldig zu halten, nur auf die Worte jener Frau hin."

„O, Kind, Kind," wehklagte Bianca, „dein Herz ist treu wie Gold".

Die einsame Frau, die jahrelang nur ihrem Schmerze gelebt hatte, sie war auf das tiefste bewegt; ihr dünkte es, als stehe plötzlich ein Engel vor ihr und spreche für den längst verlorenen Gatten; von der Stunde an, in der Lolas Brief in ihren Händen geruht, hatte kein Zweifel mehr an der Schuld ihres Gatten in ihrer Seele Raum gefunden.

„Aber Gertrude, siehst du denn nicht, mein Kind, daß dies die einzig mögliche Erklärung für seine Abwesenheit ist? Wenn er anderwärts weilte, weshalb würde er mir nicht geschrieben haben? Er mußte wissen, daß bei der Liebe, die ich zu ihm im Herzen trug, jede Stunde der Abwesenheit mir namenlose Qual bereiten müsse; wenn er nicht unter unheilvollem Einfluß stehen würde, weshalb hätte er mir nicht geschrieben?"

„Ich weiß es nicht, Mama! Du wirst mir die Einwendung machen, daß es meinen Schlußfolgerungen an klarem Verstand, an richtiger Urteilsfähigkeit gebreche. Ich folge meinem Gefühl, einem instinktiven Ahnen, einer inneren Herzensstimme, ich wiederhole es, ich weiß, daß er schuldlos ist, schuldlos wie du oder ich."

Das Haupt Biancas sank tief auf die Brust, sie empfand die unerschütterliche Glaubensstärke der Tochter als einen Vorwurf gegen sich selbst. Wenn das Kind, das ihn nie gesehen, so felsenfest in seiner Liebe und Treue war, wie hatte sie, das Weib, das täglich und stündlich die Versicherung seiner Liebe in seinen Augen las, aus seinem Munde vernahm, ihn ungehört richten können?

„Ich bin gewiß," rief Gertrude leuchtenden Blickes, „daß eines Tages die Wahrheit an das Tageslicht kommen wird. Die Unschuld findet stets einen Rächer. Meines Vaters Name soll noch rein und makellos dastehen; verlaß dich darauf, Mama, hier waltet irgendein entsetzlicher, verhängnisvoller Irrtum ob."

Sollte es möglich sein? Ein Irrtum. Wie wäre es denkbar? Bianca kannte Lolas Schrift nur zu gut. Ihr Gatte war verschwunden, diese eine Tatsache ließ sich nun einmal nicht in Abrede stellen.

Was konnte aber geschehen sein? War es denkbar, daß sie sich von ihrer Eifersucht zu vorschnellem Urteil und ungerechtem Verdammen hatte hinreißen lassen? Alle Welt hatte ihr ja doch beigestimmt und das gleiche Urteil über Karl v. Allanmore gefällt. Fast ehe sie noch Zeit gehabt, sich eine eigene Anschauung zu bilden, hatte sie die Geschichte ihres Unglücks, ihrer Schmach in allen damaligen Tageszeitungen gelesen und alle faßten sie in gleicher Weise auf. Wie war ein Irrtum denkbar?

„Die Unschuld findet ihren Rächer," wiederholte Gertrude mit der vollen Ueberzeugungstreue ihrer siebzehn Sommer. „Sechzehn lange Jahre hindurch hat alle Welt meinen armen Vater für schuldig gehalten, doch eine innere Stimme sagt mir, daß die Lösung des entsetzlichen Geheimnisses früher oder später doch erfolgen werde. Ich will mein Leben der Aufgabe widmen, den reinen Namen meines Vaters wieder herzustellen."

Fortsetzung folgt.)

Das Herz.

Skizze von Gertrud Flatau.

Mitten im süßen Ringelreihn einer Sarabande hob er den Kopf, brach ab und war schon in der Tür, ehe er noch Geige und Bogen hinlegen konnte. „Hast Du gerufen? Ist etwa?" fragte er, und sah verstört ins Zimmer.

„Nichts", sagte die Mutter. „Spiele doch, wie Du es morgen spielen wirst, damit ich auch mein Konzert bekomme." Sie sah ihn aus tiefster Liebe lächelnd an; aber als er sich aufatmend abgewandt hatte, fielen ihr erschöpft die Augen zu, und die Lider zuckten im Sturmgeräusch des Herzens auf und nieder.

Nebenan begann wieder die Sarabande. Die Mutter zwang sich, über die wilde Angst des kämpfenden Herzens wachend, der Stimme zu achten, die morgen ihrem Kinde das große Glück bringen sollte; aber das Spiel zuckte unruhvoll, wie Widerhall des kranken Herzens; alle süße Hingabe war verloren. Nach einer Weile, mitten im Stück, hörte er auf, verwahrte die Geige, kam und setzte sich zu ihr. Hätte sie nicht gestöhnt, spielte er noch, dachte sie. Würde er nun nicht unsicher sein?

„Wenn ich wüßte, daß Du Dich um den Ausgang nicht aufregst", sagte er bedrückt.

„Kann man das bei Dir, dem so große Gaben verliehen sind?"

„Ach!" sagte er, zwischen Unwillen und Beglückung, und verfärbte sich. —

Wie lang ein Tag sein konnte! Aber endlich war der Abend da. Er nahm die Geige und ging, lange ehe es Zeit war, halb beglückt und halb unsicher, kam aber zurück und noch einmal zurück. Ob sie auch wirklich gut säße? Ob sie sich auch wirklich nicht aufregen würde? — Er schicke Bescheid sowie das Konzert vorüber sei.

Dann sah sie ihn über die Straße gehen, eine Lichtbahn durchqueren und mit dem ungestümen Schritt der Jugend, die das Ziel nicht erwarten kann, entschwinden.

Ein Krampf kam im gleichen Augenblick und warf ihr Herz hin und her; aber mit allem Willen zwang sie sich, ihr Fühlen nicht von dem jungen Sohn zu lassen, er mußte es spüren, es mußte ihn stützen.

Jetzt kam er an; wurde begrüßt, wehrte ab, verlegen und beklommen; stieg aufs Podium und begann. Sie hörte — und ihr Herz wurde still — wie beginnenden Sturm undeutlich das dumpfe Wühlen der Begleitung. Und nun, darüber, erst befangen zart, dann heller und heller die lichte Inbrunst der Geige. Dann strömten alle Stimmen zusammen, — dann lärmte Beifall, der Gefeierte ging, wurde gerufen, kam wieder und spielte berauscht nun kühner und inniger. Er steigerte sich, und der Beifall schwoll mit jedem Mal. Er wuchs zum Sturm, zum Brausen, zum Orkan, der in ihrem Herzen weiter tobte ... geschah auch, was sie sah? Aber als er am grausamsten war, kam schon die Botschaft. Am Ziel, — gesiegt!

Die Mutter regte sich nicht. Lächelnd ließ sie die Gedanken gehen, der Mond kam und bettete ihren Kopf in Licht. — Nun sammelte man sich zur Feier um ihren Sohn. Umdrängte ihn, staunte, fragte, bewunderte. Verabredungen mochten getroffen werden, Verpflichtungen eingegangen, Konzertreisen erwogen. Welt. Beifall und Zukunft, alühend ersehnt, — nun stand alles offen. Der Weg, an dem ihr Herz, ihr Leben mitgekämpft, lag frei.

Aber da würde sie da sein, die Mutter. Todkrank und einsam, von seinen Gedanken ewig umbangt, seine Sinne ablenkend vom Spiel — geliebtes Hemmnis seiner Kunst, wenn er fern war. Ein Schatten auf dem Weg der leuchtenden Möglichkeiten, denen er jetzt folgen durfte. —

Wenn er ihnen folgte. Aber würde er sie je verlassen? Oder nicht alles lassen — Sehnsucht, Ferne und Ruhm, damit er dankbar um sie bliebe?

Im Weiterdenken schlug das Herz ihr stärker, es begann in einer unendlichen Schnelle zu eilen, als wolle es eine Macht beschleunigen, die groß und stumm schon lange im Hintergrunde gestanden, — um plötzlich in wilden Stößen abgesetzt zu stocken. Auf einem kleinen Tisch daneben lag das Mittel, das Rasen zu beschwichtigen, die Kraft des Herzens noch ein wenig zu erhalten; aber sie streckte die Hand nicht aus, danach zu fassen. Mit einem Lächeln ins Ferne lehnte sie sich tiefer zurück und fühlte, wie die wilde Musik in ihr lauter und lauter wurde. —

In einem Himmel von Licht und Wärme und Blumen, im Innersten von letzten Geigenlauten noch selig forttönend, von einem Unfaßlichen beschämt und erhoben, — verwirrt und über sich selber strahlend bestürzt, saß der junge Geiger und brannte bis ins Herz. — Stürme von Fragen, Wünsche, Ermutigungen. Anekdoten — Gelächter. Summen, die schwindelnd auf ihn zukamen, — Verträge, unter seine Hände gedrängt und ausgefüllt bis auf die Unterschrift. — Ob er für eine Vortragsreise durch die Schweiz und Italien frei sei. Genf, Florenz, Mailand — ? — Ja, vielleicht. Nein, doch nicht. Nein; er habe eine schwerkranke Mutter.

Betäubt und glühend, von einem Schwindel des Glücks getragen, ging er durch die Nacht. Zuweilen lief ein Schauer von Wind warm durch die schwarzen Bäume, die Häuser, mit goldenen Fenstern, schliefen, die Welt leuchtete im Mondenglanz. Sein Hirn kam nicht zur Ruhe, sein Herz war Aufruhr. Mailand und Florenz! dachte er. Fremde Städte — Meere — neue Welten. Zukunft ... Zukunft. Und immer bei ihm, zitternd bereit, alles zu empfangen und alles zurückzuschenken, die Geige. — Aber es durfte nicht sein, — nein — nein. Die Mutter allein und krank. Soviel Liebe hatte sie ihm gegeben — durfte er sie nun verlassen? Nein, es ging nicht. — Einen Augenblick wuchs, an diese Hemmung gebunden, die alte Sehnsucht nach der Ferne riesengroß. Aber während sie noch wob und wühlte, sann er, still gefaßt, wie er es fügte, daß sie nichts erführe.

Die warmen Schauer flohen durch die Gärten, — da war die Straße — das Haus — die Tür. Florenz! Florenz! dachte er noch einmal mit schmerzlicher Süße, sah zurück und schloß auf.

Behutsam, um ihren leisen Schlaf nicht zu stören, trat er ein, öffnete — einen zagen Spalt weit — sacht die Tür und spähte nach der Mutter.

Sie saß im Stuhl am Fenster, ohne Herzschlag und ohne Atem, die Augen noch immer offen, und sah ihn aus tiefster Liebe lächelnd an.

Besuch bei Jupiter.

Zehn Minuten volkstümliche Sternkunde von Max Geißler.

Jupiter, der Vater der Götter und Menschen, hat schon bei „Lebzeiten" viel von sich reden gemacht; man entsinnt sich er entführte Nymphen und Göttinnen; und seit er als der riesenhafte Planet unter die Sterne versetzt ist, hat er nicht von seinen Gewohnheiten gelassen — jetzt entführt er goldgeschweifte Kometen. Mehr als einmal ist nachgewiesen worden, daß er durch seine Anziehungskraft solch einen strahlenden Himmelswanderer unterwegs aufhielt oder ihn vom Wege leitete.

In diesen Tagen ist er im Begriff, sich einmal unsere Erde „näher zu betrachten". Man sieht ihn abends gegen 11 Uhr am Osthimmel in wundervollem Silberglanz; seine Leuchtkraft wird sich noch steigern bis zum 27. Oktober; dann ist er der Erde auf 600 Millionen Kilometer nahegekommen, um sich langsam wieder von ihr zu entfernen.

Angebetet von Griechen und Römern, von den Astrologen des Mittelalters mit Hingabe beobachtet, gelangte er im Jahre 1610 zu einem Sonderruhm, als Galilei entdeckte, daß nicht weniger als vier Monde ihn umkreisten. Es läßt sich denken, welch ungeheures Aufsehen das machte; denn wenn Himmelskörper um Planeten kreisten, dann verlor die Erde das Vorrecht ihrer Zentralstellung in der Sternenwelt — wie Aristoteles und Ptolomäus das gelehrt hatten. Die Anhänger des Ptolomäus erklärten damals, jene Trabanten des Jupiter seien einfach Erscheinungen, welche die Unvollkommenheit der Fernrohre des Galilei vorspiegelten! Und ein Philosoph, Libri, weigerte sich, durch diese Fernrohre zu schauen, da es doch verlorene Zeit sei — die vier Monde könnten schlechthin nicht vorhanden sein. „Ich hoffe", sagte Galilei, als ihm der Tod jenes Gelehrten mitgeteilt wurde. „daß sich nun